

CJ ROBERTS

Fesseln
IN DER
Finsternis

Aus dem Amerikanischen von Michael Krug

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Captive in the Dark*
erschien 2013 im Verlag Neurotica Books.
Copyright © 2013 by CJ Roberts

1. Auflage Februar 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Katrin Hoppe
Titelbild: Kurt Paris – www.kurtparis.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-618-2
eBook 978-3-86552-619-9



Prolog

Rache, erinnerte sich Caleb. Darin bestand der Sinn von alldem. Rache – zwölf Jahre geplant und nur noch wenige Monate bis zur Vollstreckung.

Über 20 Frauen hatte er als Sklavinnenausbilder bisher erzogen. Manche boten sich freiwillig als Sexsklavinnen an, um ihren elenden Lebensumständen zu entrinnen. Sie opferten Freiheit für Sicherheit. Andere kamen als genötigte Töchter verarmter Bauern zu ihm, die sich im Austausch für eine Mitgift ihrer Bürde entledigen wollten. Wieder andere waren die vierten oder fünften Ehefrauen von Scheichs und Bankern, die von ihren Ehemännern geschickt wurden, um zu lernen, wie man deren verschiedene Gelüste befriedigte. Aber diese spezielle Sklavin, die er über die verkehrsreiche Straße hinweg beobachtete – sie war anders. Sie war weder willig, noch war sie genötigt oder zu ihm geschickt worden. Sie war reine Beute.

Caleb war davon überzeugt, dass er auch jedes Mädchen der anderen Sklavinentypen für ihre Zwecke ausbilden konnte. Er würde sie bestens auf diese spezielle und schwere – potenziell gefährliche – Aufgabe vorbereiten. Aber Rafiq war stur geblieben. Auch er hatte lange darauf gewartet, seine Rache zu bekommen, und er weigerte sich, irgendetwas dem Zufall zu überlassen. Das Mädchen musste etwas wirklich Besonderes sein. Ein so wertvolles Geschenk,

dass jeder sowohl über sie als auch über ihren Ausbilder reden würde.

Nach Jahren als einziger Lehrling von Muhammad Rafiq hatte sich Caleb allmählich einen gewissen Ruf erworben. Er galt als der Mann, der jeglichen Auftrag – egal wie ausgefallen – sowohl effizient als auch zielstrebig erledigte. Er hatte noch nie versagt. Und nun war für ihn der Moment gekommen, auf den er all die Jahre hingearbeitet hatte. Es war Zeit, seinen wahren Wert unter Beweis zu stellen, sowohl dem Mann, dem er alles verdankte, als auch sich selbst. Nur eine Hürde trennte ihn noch von seiner Rache. Die letzte wahre Prüfung seiner Seelenlosigkeit – jemandem vorsätzlich die Freiheit rauben.

Caleb hatte so viele Frauen ausgebildet, dass er sich längst nicht mehr an ihre Namen erinnerte. Also konnte er auch dieses Mädchen ausbilden. Für Rafiq.

Der Plan war einfach. Caleb sollte nach Amerika zurückkehren und eine Kandidatin für die *Blumen-Schau* auswählen, die die Araber *Zahra Bay'* nannten. Die Auktion würde in kaum mehr als vier Monaten in seiner Wahlheimat Pakistan stattfinden. Zweifellos würde es dort nur so von Schönheiten aus den typischen patriarchalischen Ländern wimmeln, in denen die Beschaffung solcher Frauen allein von Angebot und Nachfrage begrenzt wurde. Aber ein Mädchen aus einer Industrienation – das wäre wahrhaft eine Meisterleistung. Frauen aus Europa waren heiß begehrt, aber als Kronjuwelen im Sexhandel galten Amerikanerinnen. Mit so einer Sklavin würde sich Caleb im Geschäft mit der Lust als einer der ganz Großen etablieren und Zugang zum mächtigsten inneren Zirkel der Welt erhalten.

Dafür musste er jemanden finden, der seinem gewohnten Profil entsprach: jemanden von erlesener Schönheit, arm, eher unerfahren und regelrecht dazu geboren, sich zu unterwerfen. Sobald er seine Wahl getroffen hätte, würde Rafiq vier Männer schicken, die Caleb dabei halfen, das Mädchen außer Landes und nach Mexiko zu schmuggeln.

Ein Kontaktmann von Rafiq hatte ein sicheres Versteck in Madeira für die ersten sechs Wochen organisiert – so lange, schätzte Caleb, würde er brauchen, um die Gefangene mit ihrer neuen Welt vertraut zu machen. Sobald sie einigermaßen gefügig war, würden sie die zweitägige Reise nach Tuxtepec antreten. Dort erwartete sie ein Privatjet, der sie schließlich nach Pakistan zu Rafiq brachte, der Caleb während der letzten Wochen vor der *Zahra Bay* bei der Ausbildung unterstützen würde.

Zu einfach, dachte Caleb. Obwohl es sich im Augenblick alles andere als das anfühlte.

Caleb blickte wieder auf die andere Straßenseite zu dem Mädchen, das er seit einer knappen Stunde beobachtete. Die Haare trug sie zurückgebunden, und ihr Gesicht schien von Sorge überschattet, während sie eindringlich auf den Boden vor ihren Füßen starrte. Ihr gelegentliches Zappeln verriet Rastlosigkeit. Er fragte sich, weshalb sie so angespannt war.

Caleb befand sich nah genug, um sie deutlich zu sehen, während er selbst in dem unscheinbaren dunklen Wagen hinter den stark getönten Scheiben verborgen war. Beinah so unsichtbar, wie es das Mädchen zu sein versuchte.

Ob sie fühlte, dass ihr Leben, wie sie es kannte, gefährlich auf der Kippe stand? Spürte sie seine Blicke? Besaß sie einen

sechsten Sinn für Monster? Der Gedanke brachte ihn zum Lächeln. Perverserweise hoffte ein Teil von ihm geradezu, sie hätte wirklich einen sechsten Sinn dafür, Monster am helllichten Tag zu sichten.

Aber er beschattete sie bereits seit Wochen; sie hatte von seiner Gegenwart nicht die geringste Ahnung. Caleb stieß ein Seufzen aus. Er verkörperte das Monster, auf das im Licht des Tages niemand achtete. Ein häufiger Fehler. Die Menschen meinten, sie wären am Tag sicherer, weil Ungeheuer nur nachts herauskämen.

Aber Sicherheit war – so wie Licht – nur eine Fassade. Dahinter war die gesamte Welt von Dunkelheit durchzogen. Caleb wusste das. So wie er wusste, dass die einzige Möglichkeit, wirklich sicher zu sein, darin bestand, die Dunkelheit zu akzeptieren, mit weit geöffneten Augen in ihr zu wandeln und ein Teil von ihr zu sein. Man musste seine Feinde nah bei sich behalten. Und genau das tat Caleb. Er blieb nah an seinen Feinden, sehr nah – so nah, dass er nicht länger zu sagen vermochte, wo sie endeten und er begann. Denn wahre Sicherheit gab es nicht. Monster lauerten überall.

Er blickte auf seine Armbanduhr, dann wieder hinüber zu dem Mädchen. Der Bus verspätete sich. Sichtlich frustriert ließ sich die Kleine mit dem Rucksack auf den Knien auf dem Boden nieder. Wäre es eine reguläre Bushaltestelle gewesen, würden sich hinter ihr andere Leute herumtreiben oder auf einer Bank sitzen, aber dem war nicht so. Daher konnte Caleb sie jeden Tag beobachten, wie sie allein unter demselben Baum in der Nähe der verkehrsreichen Straße hockte.

Ihre Familie war arm – der zweitwichtigste Faktor nach der Schönheit des Mädchens. Arme Menschen

verschwanden einfacher, sogar in Amerika. Vor allem, wenn die Vermissten alt genug waren, um einfach von zu Hause ausgerissen zu sein. Das entsprach der typischen Ausrede der Behörden, wenn sie jemanden nicht finden konnten. Er oder sie musste davongelaufen sein.

Das Mädchen machte keine Anstalten, die Bushaltestelle zu verlassen, obwohl der Bus schon 45 Minuten Verspätung hatte, und Caleb fand das außerordentlich interessant. Ging sie so gern zur Schule? Oder hasste sie es zu Hause so sehr? Wenn sie ihr Zuhause hasste, würde das die Dinge vereinfachen. Vielleicht würde sie ihre Entführung wie eine Rettung betrachten. Beinahe hätte er gelacht – *genau*.

Er betrachtete ihr formloses, unschmeichelhaftes Outfit: weite Jeans, graue Kapuzenjacke, Kopfhörer und ein Rucksack. Das war ihre alltägliche Aufmachung, zumindest bis sie in der Schule ankam. Dort schlüpfte sie in der Regel in etwas Feminineres, geradezu Kokettes. Aber am Ende des Tages wechselte sie immer zurück in die ursprüngliche Kluft. Wieder dachte Caleb darüber nach, ob sie das Leben zu Hause hasste. Kleidete sie sich so, weil es dort so streng zugeht oder weil instabile Verhältnisse herrschten? Oder um auf dem Schulweg unerwünschte Aufmerksamkeit in einem gefährlichen Viertel zu vermeiden? Er wusste es nicht. Aber er wollte es wissen.

Sie hatte etwas Interessantes an sich. Etwas, das in Caleb den Wunsch weckte, sie möge diejenige sein, nach der er suchte. Jemand mit der Fähigkeit, sich einzufügen. Jemand mit genug gesundem Menschenverstand, um zu tun, was von ihm verlangt wurde, wenn man mit Autorität konfrontiert war, oder um zu tun, was getan werden musste, wenn Gefahr drohte. Ein Überlebenskünstler.

Auf der anderen Straßenseite fingerte das Mädchen an seinem Kopfhörer. Ihre Augen starrten dabei mit teilnahmslosem Blick auf den Boden. Sie war hübsch – sehr hübsch. Caleb wollte ihr das nicht antun, aber was hatte er schon für eine Wahl? Er hatte sich mit der Tatsache abgefunden, dass sie ein Mittel zum Zweck war. Entweder traf es sie, oder jemand anders. Seine Misere wäre so oder so dieselbe.

Er starrte weiter das Mädchen an, seine potenzielle Sklavin, und fragte sich, wie sehr sie seiner Zielperson gefallen würde. Man munkelte, dass bei der diesjährigen Auktion Vladek Rostrowitsch anwesend sein würde, einer der reichsten Männer der Welt und ohne Zweifel einer der gefährlichsten. Diesem Mann sollte die Sklavin anvertraut werden, und zwar so lange wie Caleb brauchte, um nah genug an ihn heranzukommen und alles zu zerstören, was dem Mann lieb und teuer war. Und um ihn anschließend zu töten.

Dennoch fragte sich Caleb nicht zum ersten Mal, warum er gerade sie so anziehend fand. Vielleicht lag es an ihren Augen. Sogar aus der Ferne konnte er sehen, wie dunkel, wie geheimnisvoll und traurig sie waren. Wie alt sie wirkten.

Er schüttelte die Gedanken aus dem Kopf, als er das Tuckern und das knarrende Getriebe des nahenden Schulbusses hörte. Aufmerksam beobachtete er, wie das Mädchen aufsprang und sich ihre Züge vor Erleichterung entspannten. Eine Erleichterung, die mehr als die Ankunft des Busses zu beinhalten schien – eine Flucht, vielleicht sogar Freiheit. Schließlich kam der Bus vor ihr zum Stehen, genau in dem Augenblick, als die Sonne sich strahlend aus den Wolken kämpfte. Stirnrunzelnd sah die Kleine auf und verharrte

noch einen Atemzug lang, ließ das Licht ihr Gesicht berühren, bevor sie in dem Fahrzeug verschwand.

Eine Woche später saß Caleb an seiner üblichen Stelle und wartete auf das Mädchen. Der Bus war gekommen und weitergefahren. Ohne das Mädchen an Bord, daher hatte er entschieden abzuwarten, ob sie noch auftauchen würde.

Er wollte gerade aufbrechen, als er sah, wie sie um die Ecke sprintete und auf die Bushaltestelle zuhielt. Außer Atem kam sie an, wirkte beinahe panisch. Sie schien eine sehr emotionale Natur zu besitzen. Wieder fragte er sich, wieso sie dermaßen verzweifelt in die Schule wollte.

Caleb betrachtete das Mädchen durch das Fenster seines Autos. Mittlerweile hatte sie ihr Tempo gedrosselt, vermutlich weil sie erkannt hatte, dass der Bus längst weg war. Es schien unfair, dass sie erst letzte Woche fast eine Stunde auf ihn gewartet hatte, während der Fahrer diese Woche einfach ohne sie weiterfuhr. Kein Mädchen, kein Anhalten. Caleb fragte sich, ob sie eine weitere Stunde warten würde, um ganz sicherzugehen, dass keine Hoffnung mehr bestand. Er schüttelte den Kopf. Ein solches Vorgehen würde nur von einem durch und durch verzweifelden Wesen zeugen. Er hoffte, sie würde warten und gleichzeitig hoffte er das Gegenteil.

Diese schizophrenen Gedanken ließen ihn aufhorchen. Er sollte eigentlich überhaupt nichts hoffen. Er hatte Befehle, eigene Pläne. Schlicht. Einfach. Klar umrissen. Moral hatte keinen Platz, wenn es um Rache ging.

Moral war etwas für anständige Menschen. Und von Anstand war er so weit entfernt, wie ein menschliches Wesen nur sein konnte. Caleb glaubte nicht an die Existenz einer

höheren Macht oder an ein Leben nach dem Tod, obwohl er eine Menge über Religion wusste, weil er im Nahen Osten aufgewachsen war. Aber *gäbe* es ein Leben nach dem Tod, in dem ein Mensch erntete, was er auf der Erde gesät hatte, dann war er ohnehin bereits verdammt. Er würde mit Freuden in die Hölle fahren – sobald Vladek tot war.

Und falls es doch einen oder mehrere Götter gab, dann wusste keiner von ihnen, dass Caleb überhaupt existierte – denn bisher hatten sie sich einen Dreck um ihn geschert, wenn es darauf ankam. Niemand hatte sich je für ihn interessiert, niemand außer Rafiq. Und in Ermangelung eines Jenseits, in dem allumfassend bestraft wurde, musste Caleb dafür sorgen, dass Vladek Rostrowitsch bereits hier auf Erden für seine Sünden bezahlte.

Es vergingen 20 Minuten, bis das Mädchen plötzlich in Tränen ausbrach. Mitten auf dem Bürgersteig. Direkt vor ihm. Caleb starrte sie wie gebannt an. Tränen stellten für ihn seit jeher ein Mysterium dar. Er mochte es, sie zu betrachten, sie zu kosten. Um ehrlich zu sein, sie machten ihn geil. Früher einmal hatte er diesen konditionierten Effekt verabscheut, aber er war längst über Selbsthass hinaus. Diese Reaktion bildete wohl oder übel einen festen Bestandteil seiner selbst. *Vor allem übel*, gestand er sich mit einem Lächeln ein und rückte seine Erektion zurecht.

Wieso fuhren ihm solche Zurschaustellungen von Emotionen nur so in die Eingeweide und ließen ihn nicht mehr los? Pure Lust wogte durch ihn wie eine schwere Lawine und löste das starke Verlangen aus, die Kleine zu besitzen, Macht über ihre Tränen zu haben. Mit jedem Tag sah er sie mehr als Sklavin und weniger als Rätsel. Obwohl ihn nach wie vor dieses Geheimnisvolle an ihr lockte, das sie

mit ihrem zu Boden gerichteten Blick in sich verschloss.

Durch seinen Geist zuckten Bilder von ihrem süßen, unschuldigen Gesicht, überströmt von Tränen, während er sie über sein Knie gebeugt festhielt. Beinahe konnte er ihren weichen, nackten Hintern unter der Hand fühlen und spüren, wie ihr Gewicht gegen seinen harten Schwanz drückte, während er sie versohlte.

Die Fantasie endete abrupt.

Ein Auto hielt plötzlich vor dem Mädchen. *Scheiße*. Caleb stöhnte, als er die Bilder aus seinen Gedanken zwang. Er konnte nicht glauben, dass dies wirklich geschah. Irgendein Arschloch versuchte, sich an *seine* Beute heranzumachen.

Er beobachtete, wie das Mädchen den Kopf schüttelte, um die Einladung des Fahrers, in seinen Wagen zu steigen, abzulehnen. Der Typ schien sich damit nicht abfinden zu wollen. Sie entfernte sich von der Bushaltestelle, aber er folgte ihr mit dem Auto.

Es gab nur eins, das Caleb tun konnte.

Er stieg aus, ziemlich sicher, dass der Kleinen nicht aufgefallen war, wie lange sein Wagen schon dort parkte. Im Augenblick wirkte sie sowieso zu verängstigt, um etwas anderes wahrzunehmen als den Asphalt, auf den sie inbrünstig starrte. Sie ging sehr schnell, den Rucksack dabei wie einen Schild gegen ihre Brust gedrückt. Caleb überquerte die Straße und ging langsam in ihre Richtung. Unauffällig verschaffte er sich einen Überblick über die Szene, während er sich in direktem Kollisionskurs auf sie zubewegte.

Alles geschah so schnell, unerwartet. Bevor er auch nur Gelegenheit hatte, sich eine simple Strategie zu überlegen, um die externe Bedrohung zu beseitigen, warf sie sich

plötzlich in seine Arme, während der Rucksack mit einem lauten Platschen auf dem Beton landete. Caleb schaute zum Auto, das sie verfolgte, und sichtete den Schatten und die undeutliche Form eines Mannes. Ein anderes Raubtier.

»Oh mein Gott«, flüsterte sie in die Baumwolle seines T-Shirts. »Spielen Sie einfach mit, okay?« Ihre Arme umklammerten seinen Brustkorb wie Stahlbänder, ihre Stimme nur noch ein verzweifeltes Flehen.

Einen Moment lang war Caleb verduzt. Was für eine interessante Wendung. War er etwa der Held in diesem Szenario? Fast musste er lächeln.

»Ich sehe ihn«, sagte er, als er dem Blick des anderen Beutejägers begegnete. Der dämliche Arsch saß nach wie vor in seinem Wagen und glotzte verwirrt. Caleb schlang die Arme um das Mädchen, als würde er sie kennen. In gewisser Weise tat er das ja auch. Aus einem verspielten Impuls heraus fuhr er mit den Händen die Seiten ihres Körpers hinab. Sie versteifte sich und hielt den Atem an.

Schließlich rasten das Auto und der Konkurrent mit einer Wolke von Abgasen und quietschenden Reifen davon. Als die Kleine seinen Schutz nicht mehr brauchte, löste sie schnell die Arme von ihm.

»Tut mir leid«, stieß sie hervor, »aber der Kerl wollte mich einfach nicht in Ruhe lassen.« Sie klang erleichtert, aber immer noch erschüttert von dem Zwischenfall.

Caleb sah ihr in die Augen, diesmal aus nächster Nähe. Sie erwiesen sich als genauso dunkel, betörend und freudlos, wie er sie sich vorgestellt hatte. Er ertappte sich bei dem Wunsch, sich das Mädchen einfach zu schnappen und sie an einen geheimen Ort zu bringen. Dort würde er die Tiefen dieser Augen erkunden, das Geheimnis entschlüsseln, das

sie verbargen. Aber nicht jetzt – es war weder der richtige Zeitpunkt dafür noch der richtige Ort.

»Das ist L. A. – Gefahr, Intrigen und Filmstars. Steht das nicht so unter dem Hollywood-Schriftzug?« Er versuchte, die Stimmung aufzuhellen.

Verwirrt schüttelte das Mädchen den Kopf, offenbar noch nicht bereit für Humor. Aber als sie sich bückte, um den Rucksack aufzuheben, murmelte sie: »Äh ... ich glaube, eigentlich heißt es: ›Das ist so L. A.‹ Nur steht das nicht unter dem Hollywood-Schriftzug. Unter dem steht nämlich gar nichts.«

Caleb unterdrückte ein breites Grinsen. Sie versuchte nicht etwa, lustig zu sein. Es schien eher, als wollte sie ihre Gedanken ordnen und nach etwas greifen, das sie kannte. »Soll ich die Polizei rufen?«, täuschte er Besorgnis vor.

Nun, da sich die Kleine sicherer fühlte, schien sie Caleb erst richtig wahrzunehmen, ein bedauerlicher, aber ganz und gar unvermeidlicher Moment. »Äh ...« Ihr Blick zuckte mehrfach zu seinen Augen und verharrte dann eine Spur zu lange auf seinem Mund, bevor er sich zurück auf ihre Sneakers senkte. »Ich glaube, das ist nicht nötig. Die würden ohnehin nichts tun. Widerlinge wie den gibt es hier überall. Außerdem«, fügte sie verlegen hinzu, »hab ich mir nicht mal sein Kennzeichen gemerkt.«

Abermals sah sie ihn an. Ihre Augen wanderten über sein Gesicht, und sie biss sich auf die Unterlippe, ehe sie wieder zu Boden schaute. Caleb bemühte sich, den Ausdruck der Besorgnis aufrechtzuerhalten, aber eigentlich wollte er nur grinsen. *Sie findet mich also attraktiv.*

Vermutlich taten das die meisten Frauen, auch wenn ihnen später – oder zu spät – klar wurde, was diese Anziehung

wirklich bedeutete. Dennoch belustigte ihn diese Art von naiver, fast unschuldiger Reaktion nach wie vor. Er beobachtete sie, diese junge Frau, wie sie angestrengt zu Boden starrte und verlegen von einem Fuß auf den anderen trat.

Während sie dort stand, selig ahnungslos, besiegelte ihr scheues, unterwürfiges Verhalten endgültig ihr Schicksal, und Caleb hätte sie am liebsten geküsst.

Er musste augenblicklich raus aus dieser Situation.

›Wahrscheinlich hast du recht‹, meinte er seufzend und ließ ein mitfühlendes Lächeln aufblitzen. »Die Polizei würde nicht das Geringste bringen.«

Sie nickte schwach, wand sich weiter nervös hin und her und wirkte jetzt sogar schüchtern. »He, könnten Sie ...?«

›Ich denke, ich sollte ...‹ Diesmal gestattete sich Caleb ein Lächeln.

›Entschuldigung, Sie zuerst‹, flüsterte sie, während ihre Wangen hinreißend erröteten. Ihr Auftreten als das süße, schüchterne Mädchen war schlichtweg berauschend. Es war, als hinge um ihren Hals ein Schild mit der Aufschrift: ›Ich tue alles, was du sagst.‹

Caleb wusste, dass er gehen sollte. Sofort. Aber er hatte einfach zu viel Spaß. Sein Blick wanderte die Straße hinauf und hinunter. Bald würden andere Leute eintreffen, aber noch war niemand da.

›Nein, bitte, was wolltest du sagen?‹ Caleb betrachtete ihr pechschwarzes Haar, das sie unablässig zwischen den Fingern drehte. Lang und gewellt umrahmte es ihr Gesicht. Die Enden kräuselten sich über die Erhebungen ihrer Brüste. Brüste, die wunderbar in seine Handflächen passen würden. Caleb vertrieb den Gedanken, bevor sein Körper auf die Vorstellung reagieren konnte.

Sie schaute zu ihm auf. Die Sonne schien ihr ins Gesicht, und sie kniff die Augen zusammen, als sie seinem Blick begegnete. »Oh ... äh ... ich weiß, das kommt jetzt komisch rüber, wenn man bedenkt, was gerade passiert ist ... aber ich hab meinen Bus verpasst, und ...« Nervös bemühte sie sich, die Worte so schnell wie möglich hervorzu-pressen. »Sie scheinen ein netter Mann zu sein. Ich meine, ich muss heute einige Projekte abgeben, und da habe ich mich gefragt ... ob Sie mich vielleicht zur Schule fahren könnten ...?«

Sein Lächeln musste bereits mehr als ruchlos aussehen. Und das ihre war so breit, dass er all ihre makellos weißen Zähne sehen konnte. »Zur Schule? Wie alt bist du denn?« Sie errötete noch mehr.

»18! Letztes Schuljahr, wissen Sie? Im Sommer mache ich meinen Abschluss.« Sie lächelte zu ihm hoch. Die Sonne schien ihr immer noch ins Gesicht, weshalb sie erneut die Augen zusammenkniff, als sie zu ihm hochsah. »Warum?«

»Nur so«, log er und nutzte die Naivität ihrer Jugend aus. »Du kommst mir älter vor, das ist alles.« Ein weiteres breites Lächeln – noch mehr strahlend weiße Zähne.

Es war Zeit, diese Szene zu beenden.

»Hör mal, ich würde dich nur zu gerne fahren, aber ich treffe mich ein Stück die Straße rauf mit einer Freundin. Normalerweise teilen wir uns das Auto, und heute ist sie dran, sich durch den Verkehr auf der 405 zu kämpfen.« Er sah auf die Armbanduhr. »Und ich bin schon spät dran.« Eine Spur befriedigt nahm er zur Kenntnis, wie ihre Züge bei der Botschaft *nein* und beim Wort *sie* in sich zusammenfielen. Nicht zu bekommen, was man wollte – das war immer die erste Lektion.

»Ja, schon klar, sicher ... versteh schon.« Rasch erlangte sie die Fassung wieder, auch wenn die Röte in ihrem Gesicht blieb. Mit beiläufigem Achselzucken löste sie ihren Blick von ihm. »Ich bitte einfach meine Ma, mich hinzufahren. Kein Ding.« Bevor er noch etwas Entschuldigendes hinzufügen konnte, trat sie um ihn herum und setzte die Kopfhörer wieder auf. »Danke, dass Sie mir mit dem Kerl geholfen haben. Man sieht sich.«

Als sie davoneilte, konnte er leise die Musik hören, die in ihre Ohren dröhnte. Er fragte sich, ob sie laut genug war, um ihre Verlegenheit zu übertönen.

»Bestimmt sogar«, flüsterte er.

Caleb wartete, bis sie um die Ecke gebogen war, bevor er zu seinem Auto zurückging. Dann setzte er sich hinters Lenkrad und klappte sein Handy auf. Er musste Vorkehrungen für seinen Neuzugang treffen.



1

Ich erwachte mit echt schlimmen Kopfschmerzen und stellte zwei Dinge gleichzeitig fest: Es war dunkel und ich war nicht allein. Waren wir in Bewegung? Mit verschwommener Sicht rollten meine Augen in den Höhlen, fast instinktiv um Gleichgewicht kämpfend und darum, irgendetwas Vertrautes zu erkennen. Ich lag in einem Van, mein Körper rutschte willkürlich über den Boden.

Erschrocken versuchte ich sofort, mich zu rühren, nur um feststellen, dass meine Bewegungen träge und sinnlos ausfielen. Meine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Die Beine waren frei, fühlten sich aber unendlich schwer an.

Wieder versuchte ich, etwas in der Finsternis zu erkennen. Beide hinteren Fenster waren schwarz getönt, dennoch konnte ich in der trüben Dunkelheit deutlich vier Gestalten ausmachen. Ihre Stimmen verrieten mir, dass es sich um Männer handelte. Sie unterhielten sich miteinander in einer Sprache, die ich nicht verstand. Ich lauschte der schnellen Abfolge abgehackter Silben. Etwas Ausgefallenes, sehr Fremdartiges ... vielleicht eine Sprache aus dem Nahen Osten. Spielte das eine Rolle? Mein Gehirn bejahte das, denn es handelte sich um eine Information. Aber sofort entzog sich mir dieser kleine Trost. Den Eisberg zu sichten, hatte der *Titanic* am Ende auch nichts genutzt.

Mein erster Instinkt bestand darin zu schreien. Immerhin tat man das in der Regel, wenn man sich plötzlich mitten in seinem schlimmsten Albtraum wiederfand. Aber ich biss die Zähne zusammen und drängte den Impuls zurück. Sollten sie wirklich wissen, dass ich aufgewacht war? Nein.

Schließlich war ich nicht dämlich. Ich hatte genug Filme gesehen, Bücher gelesen und lang genug in einem lausigen Viertel gelebt, um eines zu wissen: Das Dümme, was ich tun konnte, war, Aufmerksamkeit auf mich zu lenken – in beinahe jeder Situation. Eine Stimme in meinem Kopf rief sarkastisch: »Und warum zum Teufel bist du dann hier?« Ich zuckte zusammen.

Das hier war die schlimmste all meiner Ängste – von irgendeinem kranken Arschloch in einem Van entführt, vergewaltigt und zum Sterben zurückgelassen zu werden. Seit dem Tag, an dem ich bemerkt hatte, dass sich mein Körper veränderte, hatte auf den Straßen nie ein Mangel an Perversen geherrscht, die mir haargenau beschreiben konnten, was sie gern mit mir anstellen würden, mit *jedem Teil* von mir. Ich war vorsichtig gewesen. Hatte mich an alle Regeln gehalten, wie man praktisch unsichtbar wurde. Ich bewegte mich mit gesenktem Kopf und schnellen Schritten, ich kleidete mich vernünftig. Und dennoch hatte mich mein Albtraum eingeholt. *Schon wieder*. Beinahe konnte ich im Kopf die Stimme meiner Mutter hören, die mich fragte, was ich getan hatte.

Die Männer waren zu viert, so viel stand fest. Tränen fluteten meine Augen und ein Wimmern entkam meiner Kehle. Ich konnte es nicht verhindern.

Abrupt verstummte die Unterhaltung. Obwohl ich mich bemühte, keinen weiteren Mucks von mir zu geben und

mich nicht zu rühren, schrie meine Lunge nach Luft und meine Brust hob und senkte sich heftig im Takt meiner Panik. Sie wussten, dass ich wach war. Meine Zunge lag schwer und träge in meinem Mund. Impulsiv schrie ich »Lasst mich gehen!«, so laut ich konnte, als stünde mir der Tod bevor, was ja durchaus der Fall sein konnte. Ich schrie, als würde mich irgendjemand draußen hören und etwas *unternehmen*. Mein Schädel pochte. »Hilfe! Irgendjemand muss mir helfen!«

Ich warf mich wild hin und her und meine Beine schlingerten in jede Richtung, während einer der Männer versuchte, sie mit den Händen zu fassen zu bekommen. Als der Van schaukelte, wurden die arabischen Stimmen meiner Entführer lauter und wütender. Schließlich traf mein Fuß den Mann mitten ins Gesicht. Er wurde gegen die Seitenwand des Vans geschleudert.

»Hilfe!«, kreischte ich erneut.

Wütend näherte sich mir derselbe Mann erneut. Diesmal schlug er mir ziemlich heftig auf die linke Wange. Meine Sinne schwanden, jedoch nicht ohne dass ich mir noch einmal meines völlig wehrlosen Körpers bewusst wurde, der der Gnade von vier Männern ausgeliefert war, die ich nicht kannte. Die ich nie kennen wollte.

Als ich wieder aufwachte, bohrten sich raue Finger in meine Unterarme, während ein anderer Mann meine Beine festhielt. Ich wurde aus dem Van hinaus in die nächtliche Luft geschleift. Offenbar war ich stundenlang ohnmächtig gewesen. Mein Kopf pochte so schmerzhaft, dass ich nicht sprechen konnte. Meine linke Gesichtshälfte fühlte sich an, als wäre sie von einem Fußball getroffen worden, und

durch das linke Auge konnte ich kaum etwas erkennen. Benommen und praktisch ohne Vorwarnung übergab ich mich. Sie ließen mich fallen und ich rollte mich auf die Seite. Während ich dort lag und trocken würgte, riefen sich meine Entführer etwas zu, bedeutungslose, an- und abschwellende Stimmen, rau und holprig. Meine Sicht flimmerte, mal klar, dann wieder verschwommen. Und so ging es weiter, wie in einer Endlosschleife. Zu schwach, um Widerstand zu leisten, sank mein Kopf neben das Erbrochene und ich fiel erneut in Ohnmacht.

Irgendwann kam ich wieder halbwegs zu mir oder erlangte zumindest einen Zustand, der Bewusstsein ähnelte. Ein Zucken durchfuhr mich. Mein ganzer Körper schmerzte. Mein Schädel pulsierte, mein Hals war so steif, dass es sengend wehtat, aber das Schlimmste war, dass ich nichts sehen konnte, als ich die Augen öffnete. Man hatte sie mir verbunden.

In flüchtigen Blitzen schoss die Erinnerung durch mein Gehirn. Quietschende Reifen. Mahlendes Metall. Schritte. Rennende Füße. Moschusgeruch. Erde. Dunkelheit. Erbrochenes. *Geisel*.

Ich beschwor jedes Quäntchen Kraft und Entschlossenheit herauf, um mich hochzustemmen. Warum konnte ich mich nicht bewegen? Meine Gliedmaßen regten sich einfach nicht. Mein Geist befahl meinem Körper, sich zu rühren, aber er reagierte nicht. Ein neuer Anflug von Panik schwappte über mir zusammen.

Tränen brannten hinter meinen geschlossenen Lidern. Meine schlimmsten Ängste schienen real geworden zu sein. Ich versuchte die Augenbinde zu entfernen, indem ich den

Kopf hin und her wand. Schmerzen schossen durch meinen Hals, obwohl sich mein Kopf kaum bewegte. Was hatten sie nur mit mir gemacht? Ich gab den Versuch auf, mich zu bewegen. *Denk nach*, befahl ich mir, *konzentrier dich aufs Fühlen*.

Ich führte eine mentale Bestandsaufnahme meiner selbst durch. Mein Kopf ruhte auf einem Kissen, mein gesamter Körper lag auf etwas Weichem, also befand ich mich vermutlich in einem Bett. Ein Schauer durchlief mich. Ich spürte noch Kleidung an der Haut – das war gut. Stoff um meine Handgelenke, Stoff um meine Fußgelenke – es war nicht schwierig sich zusammenzureimen, dass man mich an das Bett gefesselt hatte. *Oh Gott!* Ich biss mir auf die Unterlippe und behielt mein Schluchzen in mir, als mir bewusst wurde, dass der Stoff meines knöchellangen Rocks hoch oben an meinen Oberschenkeln ruhte. Meine Beine waren gespreizt. Hatten sie mich angefasst? *Reiß dich zusammen!* Tief ausatmend würgte ich den Gedanken ab, bevor er mich erdrücken konnte.

Ich fühlte mich unversehrt, alles noch dran. Mechanisch konzentrierte ich mich auf das Hier und Jetzt. Bei der Erkenntnis, dass ich unverletzt war, entfuhr mir ein erleichtertes Seufzen, das eher wie ein Stöhnen klang.

Da hörte ich seine Stimme.

»Gut. Endlich bist du wach. Ich hatte mich schon gefragt, ob du ernsthaft verletzt bist.«

Mein Körper erstarrte beim Klang der männlichen Stimme. Ich musste mich plötzlich bewusst zwingen zu atmen. Die Stimme hörte sich gespenstisch freundlich an, besorgt und ... *vertraut?* Dem Akzent nach, soweit ich das bei dem Klingeln in meinen Ohren beurteilen konnte, war er Amerikaner, dennoch stimmte daran irgendetwas nicht.

So verängstigt, wie ich war, hätte ich eigentlich schreien sollen, aber ich erstarrte nur. Der Mann hatte die ganze Zeit im Raum gesessen, mich in meiner Panik beobachtet.

Nach einigen Augenblicken fragte ich mit zittriger Stimme: »Wer sind Sie?«

Keine Antwort.

»Wo bin ich?« Meine Worte und meine Stimme schienen einer Art Verzögerung zu unterliegen und klangen irgendwie lallend, als wäre ich betrunken.

Stille. Das Knarren eines Stuhls. Schritte. Mein Herz hämmerte in der Brust.

»Ich bin dein Meister.« Eine kalte Hand drückte gegen meine schweißnasse Stirn. Wieder dieses nagende Gefühl von Vertrautheit. Aber das erschien mir albern. Ich kannte niemanden mit solch einem Akzent. »Und du bist dort, wo ich dich haben will.«

»Kenne ich Sie?« Meine raue Stimme brach unter der Flut der Emotionen.

»Noch nicht.«

Hinter meinen Lidern explodierte die Welt zu reißenden Strömen von Rot – meine dunkle Sicht ertrank in Adrenalin. Wie Säure fraß sich Angst meine Synapsen entlang und schoss in meine Gliedmaßen die Botschaft: *Gefahr. Gefahr. Lauf weg. Lauf weg!* Mein Geist brüllte jede einzelne meiner Fasern an, sich zusammenzuziehen. Ich legte alle Willenskraft in den Kampf gegen meine Fesseln. Aber alles, was ich zustande brachte, war ein klägliches Zucken.

Ein hysterischer Weinkrampf überrollte mich. »Bitte ... lassen Sie mich gehen«, wimmerte ich. »Ich verspreche, dass ich niemandem etwas sage. Ich will nur nach Hause.«

»Ich fürchte, das kann ich nicht tun.«

Mit einem Mal ließ ein Meer der Verzweiflung seine erdrückenden Wellen über mir zusammenschwappen. So vieles fehlte in seiner Stimme: Mitgefühl, Umsicht, Emotionen. Etwas jedoch fehlte keineswegs, und das war Gewissheit. Ich konnte sie nicht akzeptieren, seine Gewissheit.

Er strich mir die Haare aus der Stirn, eine intime Geste, die mich mit einer bangen Vorahnung erfüllte. Versuchte er etwa, mich zu beruhigen? Warum?

»Bitte«, presste ich weinend hervor, als er mich weiter streichelte. Ich spürte, wie sich sein Gewicht auf das Bett senkte, und mein Herz geriet ins Stottern.

»Ich kann nicht«, flüsterte er. »Und mehr als das ... ich will nicht.«

Eine Weile durchdrang nur mein tiefes, gequältes Schluchzen die Stille, die auf seine Worte folgte. Durch die Dunkelheit wurde sie umso unerträglicher.

Sein Atmen, mein Atmen, zusammen, in leerem Raum.

»Aber ich sage dir, was ich tun *werde*: Ich mache dich los und kümmerge mich um deine Beulen und blauen Flecke. Ich wollte nicht, dass du in einer Wanne voll Wasser aufwachst. Und der Schlag ins Gesicht tut mir ehrlich leid«, er strich mit den Fingern über meinen Wangenknochen, »aber das passiert, wenn du dich zur Wehr setzt, ohne über die Konsequenzen nachzudenken.«

»Eine Wanne?« Ich bibberte am ganzen Leib. »Ich will in kein Wasser. Bitte«, flehte ich, »lassen Sie mich einfach gehen.« Seine Stimme klang zu ruhig, zu kultiviert, zu nüchtern und zu ... zu sehr wie die von Hannibal Lecter in *Das Schweigen der Lämmer*.

»Du brauchst ein Bad, Kleines«, lautete seine grauen-
erregende Antwort. *Hallo, Clarice ...*

Ich konnte nur weiterweinen, während er mich losband. Meine Arme und Beine waren steif und taub. Sie fühlten sich zu groß, zu schwer, zu weit entfernt an, um ein Teil von mir zu sein. Befand sich mein gesamter Körper etwa im Tiefschlaf? Wieder versuchte ich, mich zu rühren, ihn zu schlagen, ihn zu treten. Und wieder verpufften meine Bemühungen nur zu unkoordiniertem Zucken. Frustriert lag ich still. Ich wollte aufwachen. Ich wollte wegrennen. Ich wollte kämpfen. Ich wollte ihn verletzen. Aber ich konnte nicht.

Er ließ die Augenbinde um meinen Kopf und hob mich behutsam vom Bett. Ich spürte, wie ich hoch in die Dunkelheit schwebte. Mein schwerer Kopf baumelte über seinen Ellbogen. Ich konnte seine Arme fühlen, seine Kleidung an meiner Haut.

»Warum kann ich mich nicht bewegen?«

»Ich habe dir eine Kleinigkeit verabreicht. Keine Sorge, die Wirkung lässt bald nach.« Während ich verängstigt und blind durch die Dunkelheit getragen wurde, seine Glieder um die meinen geschlungen, nahm seine Stimme eine Art Gestalt an.

Er verlagerte mein Gewicht in den Armen, bis mein Kopf gegen den Stoff seines Hemdes drückte.

»Hör auf zu zappeln.« In seinem Tonfall schwang Be-
lustigung mit.

Ich stellte meine Gegenwehr ein und versuchte, mich auf Einzelheiten an ihm zu konzentrieren. Er war eindeutig stark, denn er trug mein Gewicht ohne auch nur einen angestrengten Atemzug. Unter meiner Wange konnte ich die harte Fläche seiner Brustmuskulatur fühlen. Er roch leicht nach Seife, vielleicht auch einen Hauch nach Schweiß,

ein maskulines Aroma, das ich zugleich als unverkennbar und entfernt vertraut empfand.

Wir gingen nicht weit, nur ein paar Schritte, aber mir kam jeder Moment wie eine Ewigkeit in einem Alternativuniversum vor, in dem ich im Körper von jemand anderem lebte. Allerdings holte mich meine eigene Realität brutal wieder ein, als er mich in etwas Glattes und Kaltes sinken ließ.

Panik erfasste mich. »Was zum Teufel machen Sie da?«

Eine Pause entstand, dann ertönte wieder seine amüsierte Stimme. »Habe ich dir doch gesagt – ich mache dich sauber.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, als der erste Strahl frostigen Wassers meine Füße erfasste. Erschrocken entfuhr mir ein spitzer, kurzer Schrei. Als ich einen jämmerlichen Versuch startete, aus der Wanne zu kriechen, indem ich meinen Körper auf den Rand zurollte, wurde das Wasser wärmer. Mein Entführer hievte mich zurück und lehnte mich wieder gegen die Wanne.

»Ich will nicht baden. Lassen Sie mich los.« Ich versuchte mir die Augenbinde abzunehmen und schlug mir dabei wiederholt selbst ins Gesicht, da meine lethargischen Arme nicht mitspielen wollten. Mein Entführer gab sich keine besondere Mühe, sein Lachen zu verbergen.

»Mir ist egal, ob du ein Bad *willst* – du *brauchst* eins.«

Ich spürte seine Hände auf den Schultern und nahm alle Kraft für einen Angriff zusammen. Meine Arme flogen willkürlich nach hinten und landeten irgendwo in seinem Gesicht oder auf seinem Hals, glaube ich. Seine Finger fuhren in mein Haar und drückten meinen Kopf in einen unangenehmen Winkel.

»Willst du, dass ich auch grob werde?«, fragte er knurrend unmittelbar an meinem Ohr. Als ich nicht antwortete,

drückten seine Finger so fest zu, dass meine Kopfhaut zu kribbeln begann. »Beantworte die Frage.«

»Nein«, flüsterte ich verängstigt.

Umgehend lockerte er den Griff. Bevor er die Finger aus meinem Haar zog, massierten sie meine Kopfhaut. Ich erschauerte, weil es sich unfassbar unheimlich anfühlte.

»Ich schneide dir jetzt mit einer Schere die Kleidung vom Körper«, erklärte er nüchtern. »Erschrick also nicht.« Das Rauschen des Wassers und der Takt meines Herzens donnerten durch meine Ohren, als ich mir ausmalte, wie er mich auszog und ertränkte.

»Warum?«, stieß ich panisch hervor.

Seine Finger liebkosten die Muskeln meines angespannten Halses. Ich zitterte vor Angst. Ich hasste es, dass ich nicht sehen konnte, was vor sich ging, und stattdessen gezwungen war, alles zu *fühlen*.

Plötzlich tauchten seine Lippen an meinem Ohr auf, weich, voll, unerwünscht. Er schmiegte sich noch näher, als ich den Hals zu verrenken und mich wegzudrehen versuchte. »Ich könnte dich auch langsam ausziehen, mir Zeit dabei lassen, aber so ist es einfach effizienter.«

»Weg von mir, Arschloch!« *War das gerade meine Stimme?* Diese draufgängerische Seite meiner selbst musste wirklich lernen, die Klappe zu halten. Sonst würde sie noch dafür sorgen, dass ich umgebracht wurde.

Ich wappnete mich für irgendeinen Akt der Vergeltung, der jedoch ausblieb. Stattdessen hörte ich ein verhaltenes Prusten, als würde er lachen. *Gruseliger Drecksack*.

Langsam schnitt er meine Bluse auf, so langsam, dass ich mich fragte, ob er meine Panik genoss. Der Gedanke drohte mich in meinem Geist an Orte zu führen, gegen die

ich mich mit ganzer Willenskraft verspernte. Als Nächstes entfernte er meinen Rock. Zwar wehrte ich mich, aber meine Bemühungen fielen noch immer jämmerlich aus. Wenn ihm meine Arme im Weg waren, hielt er sie ohne jede Anstrengung beiseite. Wenn ich die Knie hob, drückte er sie einfach wieder nach unten.

Da er den Ablaufstöpsel noch nicht in den Abfluss gesteckt hatte, stieg das warme Wasser in der Wanne nicht an und die Kälte überwältigte mich, während ich in meiner Unterwäsche dasaß. Als er nach meinem BH griff, hielt ich den Atem an, zitterte nur noch unkontrollierbar.

»Entspann dich«, meinte er beschwichtigend.

»Bitte«, brachte ich zwischen meinem Schluchzen hervor. »Bitte ... was immer Sie glauben, tun zu müssen, tun Sie es nicht. Bitte, lassen Sie mich gehen, und ich werde niemandem etwas erzählen ... das schwöre ich.«

Er erwiderte nichts. Stattdessen drückte er die Schere zwischen meinen Brüsten nach oben und schnitt meinen BH auf. Ich spürte, wie mein Busen herauswogte, und schluchzte noch lauter.

»Nein, nein, nein – fassen Sie mich nicht *an!*« Sofort packte er meine Brustwarzen und kniff sie. Ich schrie vor Schreck und Überraschung auf, als mich die Empfindungen durchfluteten.

Er beugte sich nah zu meinem Ohr und flüsterte: »Willst du, dass ich loslasse?«

Ich nickte, außerstande, Worte zu bilden.

»Ja, *bitte?*« Er kniff meine Brustwarzen härter.

»Ja! Bitte!«, stieß ich hervor.

»Wirst du ein braves Mädchen sein?« Seine Stimme strotzte wieder vor emotionsloser Kälte und ließ nichts

mehr von der Freundlichkeit erkennen, um die er sich zuvor bemüht hatte.

»Ja.« Ich wimmerte zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch und schaffte es, seine Hände zu greifen. Sie fühlten sich riesig an und hielten mich mit festem Griff. Ich wagte es nicht einmal, sie von mir wegzuziehen. Er würde auf keinen Fall loslassen.

»Braves Mädchen«, befand er voller Sarkasmus. Aber bevor er von meinen armen Brustwarzen abließ, rieb er noch mit den Handflächen über die gereizten, empfindlichen Spitzen.

Meine Tränen schienen kein Ende nehmen zu wollen, als ich mich dazu überwand, mich seiner gnädigeren Seite zu unterwerfen. Still saß ich da und bemühte mich, mir keine weitere Dosis Bestrafung einzuhandeln. Als er die Überreste meines BHs entfernte und mir den Slip vom Körper schnitt, spürte ich, wie das kalte Metall über meine Haut glitt, wie die scharfe Schneide den Stoff durchtrennte und vielleicht auch meine Haut durchstoßen würde, wenn ich es zu weit triebe.

Nachdem er meinen Körper mit etwas abgesprüht hatte, das nur ein beweglicher Duschkopf sein konnte, stöpselte er endlich den Stopfen in die Wanne. Das Wasser war einigermaßen warm, jedenfalls besser als die Luft an meiner ungeschützten Haut, aber ich war zu verängstigt, um Erleichterung darüber zu verspüren, dass ich noch in einem Stück und relativ unberührt war. Jedes Mal, wenn das Wasser eine Verletzung oder eine Stelle erreichte, von der ich gar nicht bemerkt hatte, dass sie einen Schaden davongetragen hatte, brannte es und ließ mich zusammenzucken.

Ich bemühte mich, mein Weinen in den Griff zu bekommen und ruhig zu sprechen. »Können Sie mir nun bitte die Augenbinde abnehmen? Ich würde mich besser fühlen, wenn ich sehen kann, was passiert.« Mit trockener Kehle schluckte ich. »Sie werden mir doch nicht wehtun ... oder?« Meine Zähne klapperten, während ich auf eine Antwort wartete, immer noch blind, immer noch gefangen.

Einige Atemzüge lang schweig er, bevor er antwortete: »Du musst die Augenbinde aufbehalten. Und was die Frage angeht, ob ich dir wehtun werde: Vorerst hatte ich lediglich geplant, dich zu waschen. Aber dir muss klar sein, dass dein Verhalten Konsequenzen hat. Wenn du etwas falsch machst, wirst du bestraft.« Er wartete nicht auf eine Erwiderung von mir. »Also bleib still, dann muss ich dir nicht wehtun.«

Er machte sich daran, meinen Körper mit einer weichen Flüssigseife einzureiben, die nach Minze und Lavendel roch. Das Aroma erblühte in der Dunkelheit, füllte den Raum aus, umhüllte meine Haut. Wie seine Stimme. Ich hatte den Duft von Lavendel immer gemocht. Aber das war nun vorbei, jetzt *verabscheute* ich ihn.

Als er über meine Brüste strich, konnte ich dem Drang nicht widerstehen, erneut seine Hände abzufangen. Ohne ein Wort löste er eine seifige Hand von mir und quetschte mein Handgelenk so lange, bis ich seine andere losließ.

Später schlug er mir auf den Oberschenkel, als ich immer wieder die Knie zusammenpresste, um zu verhindern, dass er mich zwischen den Beinen waschen konnte. Dieser Teil von mir war privat. Niemand außer mir hatte ihn gesehen, jedenfalls nicht mehr, seit ich ein Kind gewesen war. Niemand hatte ihn angefasst, nicht einmal ich selbst

hatte ihn bisher vollständig erkundet. Und nun machte sich ein Fremder, jemand, der mir ein Leid zugefügt hatte, mit mir ... vertraut. Ich fühlte mich geschändet, und das Gefühl erinnerte mich an eine Vergangenheit, die ich lange und angestrengt zu vergessen versucht hatte. Ich kämpfte, aber mit jeder Berührung, mit jedem Zentimeter, den er sich vorarbeitete, gehörte mein Körper ein wenig mehr ihm als mir. Ich konnte nicht aufhören zu zittern.

Und dann war es vorbei. Er zog den Stöpsel aus dem Abfluss, hievte mich aus der Wanne, trocknete mich ab, kämmte mir die Haare, rieb eine Salbe auf meine Kratzer und gab mir einen Bademantel zum Anziehen. Ich hatte entsetzliche Angst, war verlegen, erschöpft und blind, trotzdem war ich froh darüber, sauber zu sein – zumindest äußerlich.

Seine Stimme berührte als sanfte Brise meinen Nacken, als ich ohne fremde Hilfe vor ihm stand. »Komm mit.«

Da mir nichts anderes übrig blieb, ließ ich ihn meine Hand ergreifen und mich blind aus dem Badezimmer führen.



www.facebook.com/AuthorCJRoberts

CJ ROBERTS liebt düstere und erotische Geschichten, die Tabus brechen. Ihr Werk wird als zugleich sexy und verstörend bezeichnet.

CJ wurde in Südkalifornien geboren, wo sie auch aufwuchs. Nach der High School ging sie 1998 zur US Air Force, diente dort zehn Jahre lang und bereiste die Welt. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter.

CJ Roberts bei FESTA:
Fesseln in der Finsternis
Sturm durch die Finsternis
Flucht aus der Finsternis

Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de